

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 24 (1930)
Heft: 17

Anhang: Der Taubstummenfreund : Nr. 3

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Taubstummfreund

Monatliche Beilage der „Schweizerischen Gehörlosen-Zeitung“

Fortbildungsblatt für jugendliche Taubstumme

Unter Mitwirkung des Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme und der Schweizerischen Taubstummenlehrer
herausgegeben von der Schweiz. Vereinigung für Bildung taubstummer und schwerhöriger Kinder

Redaktion: A. Gukelberger, Wabern

1. September 1930

Nr. 3

2. Jahrgang

Konkurrenz.

Wir haben im Aufsatz über den Gotthard einigemal das Wort: Konkurrenz gebraucht, ohne es sogleich zu erklären. Wir wollen es jetzt nachholen.

In einem Dorfe war ein Bäcker. Er wohnte in einem alten Hause, hatte auch keinen besondern Laden, aber gutes Brot. So ging es viele Jahre. Da wurde im Dorfe ein neues Haus gebaut. Ein neuer Bäcker kam ins Dorf. Der hatte in dem neuen Hause einen schönen Laden. Darin konnte man nicht nur Brot, sondern auch allerlei Kuchen und Backwerk kaufen. Nun gingen viele Leute nicht mehr zum alten Bäcker, sondern zum neuen. Der alte Bäcker verdiente viel weniger. Er fühlte die Konkurrenz (das Auchverdienenwollen) des neuen Bäckers. Dieser war der Konkurrent des alten. Was tun? Der alte Bäcker konnte den neuen nicht fortjagen, er konnte auch die Leute nicht zwingen, nur bei ihm das Brot zu kaufen. Er mußte auch genug verdienen, darum mußte er den Konkurrenzkampf (d. h. den stillen Kampf um das Verdienen) aufnehmen. Er richtete in seinem Hause auch einen schönen Laden ein und verkaufte auch Backwaren und dann machte er immer gutes Brot. Die Leute merkten bald, daß das Brot des alten Bäckers besser war als das des neuen und kauften wieder mehr Brot beim alten Bäcker. So verdiente er genug. Er wurde nicht arm. Er mußte nicht aufhören. Er konnte die Konkurrenz des neuen Bäckers aushalten. Er war der Konkurrenz des neuen Bäckers gewachsen.

Im Gewerbe und in der Industrie spielt sich ein großer Konkurrenzkampf ab. Die Baumeister und die Handwerker empfehlen sich den Behörden und Privaten durch Inserate, Briefe und Besuche für die Uebernahme von Arbeiten. Sie machen einander Konkurrenz. Jeder

möchte soviel als möglich Arbeit für sich bekommen. Als wir unsern Neubau erstellten, haben wir die Bauarbeiten zur Konkurrenz ausgeschrieben. Da haben viele Baumeister und Handwerker Eingaben gemacht. Wir wählten tüchtige Meister, welche nicht zu teuer arbeiten wollten, aus. Wer gute und nicht zu teure Arbeit macht, kann die Konkurrenz aushalten.

Die Konsumvereine machen den Spezereihändlern Konkurrenz, die Warenhäuser den Kaufleuten. Kleinere Geschäfte verdienen nicht mehr viel. Sie müssen aufhören. Sie werden von der Konkurrenz erdrückt. In meiner Heimat gab es früher Nagelschmiede, Messerschmiede, Tuchmacher, Leineweber und Hutmacher, jetzt nicht mehr. In den Fabriken werden Nägel, Messer, Tücher und Hüte viel schöner und billiger hergestellt. Das Kleingewerbe wurde durch die Konkurrenz der Industrie zugrunde gerichtet.

Am Gotthardpaß fühlte man die Konkurrenz der bündnerischen Pässe und später der Alpenbahnen im Osten und Westen. Man wollte sich von der Konkurrenz nicht erdrücken lassen und mußte in den Dreißigerjahren die Gotthardstraße und später die Gotthardbahn bauen. Aber dann war man am Gotthard jeder Konkurrenz gewachsen.

Immer mehr machen die Autos den Eisenbahnen Konkurrenz. Die schweizerischen Weinbauern klagen über die Konkurrenz der italienischen und spanischen Weine, welche billig eingeführt werden. Die schweizerischen Maschinenfabriken liefern ausgezeichnete Dampflokomotiven, elektrische Lokomotiven und Maschinen und Motoren aller Art. Diese Lokomotiven, Maschinen und Motoren werden nach allen Ländern ausgeführt. Die schweizerische Maschinenindustrie kann wegen der hervorragenden Güte ihrer Maschinen gut mit der Maschinenindustrie des Auslandes konkurrieren.

Am Turnfest konkurrieren die Turner, am Schwingfest die Schwinger. Tüchtige Gehörlose können ganz gut mit ihren hörenden Arbeitsgenossen konkurrieren. Sie werden ihnen gleichgestellt und bekommen den gleichen Lohn wie sie.

A. Gutfelberger.

Bergheuet.

Wie haben es doch die Bauern im Tal und in der Ebene so gut. Da ist das Land meist hübsch eben. So können sie viele Arbeiten mit Maschinen ausführen. Das Heugras wird mit der Mähmaschine abgehauen. Dann fährt man mit dem Heuwender durch die frisch gemähte Matte und die Gabeln der Maschine zetzen und verteilen die Mähschwaden. Ist das Heu dürr, so ladet man es auf den Heuwagen. Und auch bei dieser Arbeit verwendet man schon Ladmaschinen, Elevatoren. In den Scheunen haben viele Bauern in der Ebene Heuaufzüge, so daß das Abladen auch nicht mehr streng ist. Wie geht nun der Heuet bei den Bergbauern vor sich? Nun, das habe ich gesehen in den Ferien hoch oben im Graubündner Oberland, in Tschammutt. Um 6 Uhr morgens rücken die Mähder aus mit der Sense. Dazu nehmen sie den Dengelstock und den Dangelhammer gleich mit. Warum wohl? Der Weg zu den Bergmatten ist weit. Da kann man nicht immer heimgehen, wenn die Sense scharf ist. Die Mähder dengeln darum die Sensen da, wo sie gerade mähen müssen. Man sagt gewöhnlich, das Mähen sei Männerarbeit. Aber bei den Berglern mähen auch die Frauen. So sieht man sie bald hoch oben am steilen Hang, an der jähren Halde. Manch Stadtfraulein könnte dort nicht einmal stehen, so steil ist die Matte. Die Bergler aber und ihre Frauen haben in ihren genagelten Bergschuhen guten Stand. Ruhig und gelassen schneiden sie das kurzhalme Gras, Zug um Zug, Schnitt um Schnitt. Viele Kurgäste denken gewöhnlich, das sei eine leichte Arbeit. Ich weiß aber, daß das Mähen streng ist, besonders streng am steilen Abhang. Dazu ist das Alpengras sehr zart und fein. Da ist das Mähen viel schwerer, als wenn das Gras krautig ist. Das feine Gras bückt sich vor dem Schwung der Sense. Es ist höflich, sagt der Mähder. Nun muß man aber sehen, wie die Bergbauern da das feine Gras abrasieren. Das ist staunenswert. Sauber und glatt wird jeder Schnitt. Und wie sie ihren Boden kennen! Wie oft haut ein Mähder in der Ebene in einen Maulwurfs-

haufen hinein. Dann ist die Sense scharf und muß frisch geschärft, frisch gedengelt werden. Auf den Bergmatten aber gibt es schlimmere Dinge als die Maulwurfshaufen. Das sind die eingewachsenen Steinblöcke. Da muß der Bergler sorgfältig darum herum fahren mit seiner Sense, wie der Coiffeur, wenn er im Gesicht eine Warze umgehen muß. So genau und exakt rasieren die Bergler ihre steinbefäeten Matten ab. Dann muß das Heugras von Hand mit der Gabel verzettet oder verteilt werden. Auch das ist nicht leicht am steilen Hang. Es darf da keine Haufen geben. In der Ebene kann man an besonders heißen Tagen das dürre Gras manchmal am Abend als Heu heimnehmen. „Am Morge Gras, am Obe Heu“, sagt der Dichter Hebel in seiner Schwarzwälder Mundart. In den Alpen drin aber dörrt das Gras langsam. Um sechs Uhr am Abend reißt die Sonne schon hinter die Berge und das Tal ist im Bergschatten. So muß der Bergler sein Heu immer zwei Tage lang draußen lassen, manchmal sogar eine Woche lang, wenn es Nebel gibt.

Jeden Abend wird das Heugras geschöchelt und oft noch gedeckt mit den Heublachen. Das sind große Leintücher. Die braucht man auch, wenn man das Heu heim nimmt. Die Heublachen sind viereckig und haben an ihren vier Zipfeln starke Bänder. Ist das Heu dürr, so wird die Heublache ausgebreitet. Die Heuschochen werden darein gelegt und zu einem Riesebündel zusammen gebunden. Ein solches Heubündel sieht aus wie ein Bündel Wäsche, wenn man diese zum Waschen bringt. Bald sieht man ein Bündel neben dem andern, an den vier Zipfeln zusammen gehalten. So kann das kurze, kräftige Heu nicht heraus fallen. Im Heubündel kann man aber auch das Heu die steilen Halden hinunter schlitteln oder hinunter zügeln bis zur Landstraße. Dort wird dann ein Bündel aufs andere gelegt und mit einem Bindbaum zusammen gehalten. Oft aber muß der Bauer das Heubündel auf dem Kopf tragen. Das ist streng. Ein Heubündel wiegt etwa 80 bis 100 Pfund, also etwa einen Zentner. Auch die Frauen tragen solche Heuburden auf dem Kopf. Es hat eben nicht genug Männer da für die Arbeit, und Tagelöhner können die Bergbauern keine einstellen. Sie können keine Tagelöhne bezahlen. Große Scheunen haben sie auch nicht. Dafür aber viele Holzstädel. Die sind meist klein und roh gezimmert. Nur Balken auf Balken gelegt und gefügt. So haben die Pfahlbauer ihre Hütten gebaut. Ich habe mir

solche Stadel außen und innen angesehen. Viele, ja die meisten sind gebaut ohne einen einzigen Nagel. Man sagt bei solchen Häusern: Sie sind gestriekt. Ein Balken liegt im andern und auf dem andern. Da nun die Bergbauern viel Wald haben, bauen sie auch viele Stadel. So müssen sie das Heu nicht zu weit tragen. Sie holen es dann manchmal erst im Spätherbst oder sie schlitteln es im Winter herunter aus den obersten Stadeln, wenn sie das Heu daheim brauchen. Der Heuet fängt erst im Juli an und geht bis in den August hinein. In dieser Zeit muß der Bergler schaffen und krampfen von früh bis spät. Er kennt keinen Achtstundentag. Und doch ist er bei seiner Arbeit fröhlich und zufrieden. Drum, wenn du einmal verdrossen bist, wenn du meinst, es gehe dir nicht gut, dann denk ein wenig an diese tapfern Bergbauern droben im Graubündnerland.

Julius Ammann.

Sonntag in den Bergen.

Und läuten keine Glocken, so ist er dennoch da. Seht, wie Altäre Gottes steh'n rings die Berge nah. Wie leuchtet sonntagsmilde der Firne reiner Schein und grüne Alpen stauen fromm in den Glanz hinein. Nur hoch am blauen Himmel ein Silberwölklein steht, bis es wie eitles Wünschen verwehet und vergeht. Im Schauen und im Ahnen wird jede Seele weit und spürt des Sonntags Mahnen in Bergeseinsamkeit.

Julius Ammann.

Ein seltsames Ferienerlebnis.

Die Oberalpstraße führt vom Kanton Graubünden hinüber ins Urserental in den Kanton Uri. Dieser Alpenpaß ist alt. Schon die Römer benützten ihn, wenn sie vom Rheintal hinüber ins Rhonetal mußten. Er ist auch anmutiger als der Gotthardpaß. Aber doch hat er auch ein paar scharfe Lehren, da wo er zur Paßhöhe hinaufsteigt. Bergauf nahmen wir darum immer die Abkürzungen. Aber bergab nach Tschamutt hinunter spazierten wir der Straße nach. Die scharfen Straßenränke haben fast immer eine Mauerbrüstung, so daß man nicht über den Straßenrand hinausfahren kann. Und doch ist es geschehen. Beim dritten scharfen Rank steht außen an der Wegmauer ein Gedenkstein. Er ist aus grünem Granit (Porphyr) und fein poliert. In der Nische steht eine Bronzetafel und darauf sieht man den Heiland am Kreuz und daneben zwei betende Frauengestalten. Auf dem Stein aber steht eingegraben: Graf Wilhelm von Waldburg (1890—1927).

Und darunter sind die Worte: Hier rief der Herr ihn heim. Da muß also wohl ein Unglück gewesen sein. Wir fragten im Hotel nach. Da erzählte uns die Wirtin, daß im Juli 1927 dieser Graf abgestürzt sei mit seinem Auto. Alle Insassen wurden herausgeschleudert und fielen auf die Böschung. Der Graf aber, der im Auto geblieben war, wurde von den Glasscherben der Fenster und der Schutzscheibe derart verletzt, daß er verbluten mußte. Manchmal spazierten wir noch bis zu jener Unglücksstelle. Es ist wirklich dort so, wie wenn der Tod selbst am Weg lauern würde. Mehrmals haben wir beobachtet, daß die Autos die Kurve dort nicht recht nehmen konnten. Namentlich Autoführer, die aus dem ebenen Land kamen, mußten dort oft nochmals zurück. So steht das Grabmal da als ein Gedenkzeichen: Memento mori! Gedenke des Todes, ruft es den Bergfahrern zu. An einem nebelreichen Vormittag wanderte ich allein wieder auf der Oberalpstraße. Da begegnete mir ein Benediktinermönch. Neben ihm ging eine einfach, aber elegant gekleidete Dame und ein siebenjähriges Töchterlein. Ich fing den Blick des Paters auf und grüßte. „Ein feiner Kopf“, dachte ich und ging weiter. Als ich heim kam, sagte mir die Wirtin: Wir haben hohen Besuch bekommen. Ich ging in den Speisesaal und sah da die drei Gäste am Tisch: den Pater, die dunkelgekleidete Dame und das Töchterlein. Die hatten schon mit meiner Frau und mit unserm Hedi Bekanntschaft gemacht. Es war die Gräfin von Waldburg und ihr Kind. Die hatten am Jahrestag des Unglückes die Unglücksstelle besucht. Wer war aber der Pater? Das spürten wir gleich heraus. Er sprach von seiner lieben romanischen Muttersprache. Er erzählte den Kurgästen, daß zwei große Dichter in Tschamutt ihre Ferien zugebracht hätten: Konrad Ferdinand Meyer und Viktor Scheffel. Das mußte wohl auch ein Dichter und Schriftsteller sein. Es war so. Der Pater heißt Maurus Carnot. Er ist Lehrer an der Klosterschule in Disentis. Er ist aber auch ein Dichter. Er hat ein Gedichtbüchlein geschrieben: Wo die Bündner Tannen rauschen.

Er schreibt aber auch romanisch. Was ist denn das für eine Sprache? Nun, darüber will ich Euch ein andermal berichten. Ich freute mich gar sehr über diese Ferienbekanntschaft. Es ist immer ein Glück, wenn man mit feingebildeten Menschen zusammen kommt im Leben. Man kann immer wieder etwas lernen.

Auf hoher Alp.

In einem Appenzellerlied heißt es: Es kann auf der Welt nichts Schöneres geben als Rüche hüten. O ja! So denken viele Leute. Ein Hirte auf der Alp hat ein Herrenleben. Der hat es bequem, denkt vielleicht auch ihr. Der Hirt muß nicht sprechen, muß nicht rechnen, nicht schreiben. Er kann den ganzen Tag im Gras herum liegen und staunen und träumen und schlafen. Ja gewiß, es ist schön im Sommer auf den Alpen, schöner als in der heißen Fabrik drin in der Stadt. Ich habe mir in den Ferien eine Sömmersalp angesehen: die Alp Tschamutt. Diese Alp gehört der Gemeinde Sedrun. Sie ist sehr groß. Sie geht von der Oberalp-Paßhöhe bis zum Tomasee und im Maigelstal bis zu den Gletschern. Man kann stundenlang da wandern von einer Grenze zur andern. Es ist auch nicht nur eine Alphütte da. Nein, die Alphütten sind aneinander gebaut. Aber nicht nebeneinander wie die Häuser in der Stadt. Sie stehen hintereinander und übereinander. Jeder Dachgiebel guckt über den andern hinaus. Das sieht lustig aus. So stehen oft beim Turnen die Kinder auch hintereinander, das kleinste vorn, das größte hinten. Jede Hütte ist aus rohen Balken zusammengefügt. Unten ist der Stall, oben die Heubühne. Jeder Stall hat seine eigene Türe und hinten seine eigene Mistgrube. Der Platz vor den Ställen ist gepflastert mit rohen Feldsteinen. So kann sich kein Wasser davor sammeln. Auch in den Alpen will man Ordnung haben um die Hütten herum. Den sechs Ställen gegenüber ist die Hütte des Sennen und des Hüterbuben. Den ganzen Tag wird das Vieh auf der Weide gelassen. Der Hüterbub muß mit dem Sennhund das weidende Vieh hüten. Der beste Sennhund ist der Appenzeller Sennhund. Der sieht sofort, wenn ein Kalb in Gefahr ist. Er hat aber auch verständige Augen und man kann gut mit ihm sprechen. Er versteht die Befehle des Hirten sehr gut. Aber was muß denn der Senn tun? Der muß rechnen können. Warum? Er muß für den Nutzen der Alp Geld bezahlen, Pachtzins. Was glaubt ihr, wieviel die Alp im Jahr kostet? 5000 Franken! Die Alp Tschamutt wird auf fünf Jahre hinaus verpachtet. Also muß der Senn in fünf Jahren 25,000 Franken Zins bezahlen. Da kann man nicht träumen. Ja wie kann der Senn das Geld verdienen? Nun, das müssen die Bauern bezahlen, die ihr Jungvieh auf die Alp in die Sommerferien schicken.

Für ein Rind, für ein Kuhfräulein, muß man die Reise bezahlen und 10—30 Franken für die Sömmernung, für die Sommerferien. Für eine Kuh zahlt man 40 Franken Sömmernungsgeld. Auf der Alp Tschamutt kann man 200 Stück Jungvieh sömmern. Dann kann der Senn aber noch viel Gras heuen und für sich Schweine halten, so daß er mit dem Geld, das er für den Transport, für die Bahnfahrt der Rüche erhält, auf seine Rechnung kommt. Aber er muß doch aufpassen und schauen, daß er immer genug Vieh auf der Alp hat. Sonst macht er ein schlechtes Geschäft. Was geschieht, wenn ein Rind verunglückt, wenn es vom Bliß erschlagen wird oder über einen Felsen hinunter fällt? Dann muß die Versicherung bezahlen. Auf der Alp Tschamutt hat es meist nur Jungvieh und Schweine.

Der Kanton Graubünden hat aber so viele Alpen, daß man nicht alle bestoßen kann. Das heißt, viele Alpen sind einmal im Jahr ohne Vieh. Auf den magern Alpen weiden die Schafe. Warum läßt man die nicht auf die fetten Alpen? Weil die Schafe böse Mager sind. Sie fressen das Gras ab bis zu den Wurzeln. Dann kann das Gras lange nicht mehr nachwachsen. Ihr seht, auch der Senn muß rechnen und denken können. Und wenn er erst noch Käse und Butter macht, hat er gar viel zu tun.

Julius Ammann.

Wer ist verständig?

In Tschamutt sollten Schafe fortgeführt werden. Die Schafe sind aber störrisch. Nun hatte der Metzger nur einen kleinen Leiterwagen. Da mußte er sechs Schafe hinein tun. Er konnte sie nicht anbinden. Er konnte ihnen auch nicht die Beine zusammenbinden. Sonst wären die Beine in ein Wagenrad hinein geraten. Wie hat es der Metzger gemacht, daß alle Schafe bequem fahren konnten und er auf dem Bock bleiben konnte? Wer bringt's heraus?

Antworten sind zu richten an Julius Ammann, Bettingen bei Basel.

Fortsetzung der Fludribusbriefe in der nächsten Nummer.

